



Wir wollen mitreden!

Geschichten von Aphasikern,
ihren Angehörigen und Freunden

Herausgeber: Helmut Teichmann u. Frank Ostermann

Herausgegeben von Helmut Teichmann und Frank Ostermann

Titelbild "Wörter als Brücke zwischen den Menschen" von Angela Seidel (17 J.)

Anschrift der Herausgeber:

Helmut Teichmann, Stephanstr. 83, 01129 Dresden

Frank Ostermann, Hermannstädter Str. 16, 01279 Dresden

Druck: Saxoprint Dresden

Erschienen im Eigenverlag, Dresden 2003

Vorwort	3
Plötzlich war alles anders!	5
Erfahrungsbericht	7
Ist es denn nicht langweilig mit ihm?	11
Ich hatte einen Schutzengel oder Mitten im Leben	17
Liebe Freunde nah und fern,	21
Vaters zweites Leben	25
Wahre Begebenheit!	37
„Warum ich?“	41
Schritt für Schritt in ein neues Leben	51
Expedition „Spielkasino“	59
Eine kleine Geschichte	63
Eine „zweite“ kleine Geschichte	63
Beobachtung	65
Bilderverzeichnis	67
Projekt Aphasiker Text zum Werdegang	69
Faksimiles	71

Vorwort

„Wir wollen mitreden“ ist sowohl Appell als auch Forderung; jeder sollte ausdrücken, was ihn am meisten beschäftigt: Sprachgestörte möchten auch ausdrücken, wie sie leben und zurecht kommen. Sie möchten hiermit auf ihre Probleme aufmerksam machen. Wie erleben sie ihre Krankheit, wie kommen sie zurecht, was sind ihre kleinen und größeren Erfolge? Jeder Mensch braucht die Sprache – sonst ist er isoliert. Er braucht diese in unserer Gesellschaft wie die Luft zum Atmen – normalerweise spüren wir sie nicht, doch wenn uns die Luft knapp wird, merken wir, dass wir ohne sie nicht existieren können.

Gleichzeitig wollen Betroffene auch anerkannt werden; sie möchten als Sprachgestörte weder allein gelassen noch ausgegrenzt werden. Sie fordern Gehör für ihre Probleme in der Verständigung und eine öffentliche Anteilnahme.

Viele von ihnen engagieren sich in der Selbsthilfe für Aphasiker. Diese hat zwei Ziele: sich selbst verändern und die Gesellschaft auch.

Wie verstehen wir das? Wenn wir als Menschen mit Sprachproblemen zur Gesellschaft dazugehören wollen, dann müssen wir etwas sagen! Andere müssen merken, dass wir mitmachen können!

Dieses Buch zeigt Beispiele, welcher Wille und welche Reserven in den Betroffenen stecken können. In diesem

Sinne ist das Buch ein „Kommunikationsbuch“ für Sprachgesunde. Außerdem ist es für die Beteiligten eine Freude und ein Stolz, ein Buch in der Hand zu halten, an dem man selbst mitgeschrieben hat.

In diesem Sinn bedanken sich die Herausgeber bei allen Beteiligten sehr herzlich. Besonders bedanken wir uns bei der AOK Sachsen, die das Buch finanziert hat. Kinder der Bavaria Kinderklinik haben zusammen mit ihrer Lehrerin Frau Hellmich die Geschichten illustriert. Wir danken der Helene-Maier-Stiftung für ihre unkomplizierte Hilfe und Zusammenarbeit und der Klinik Bavaria. Eva Teichmann hat sich um die Korrektur gekümmert.

Helmut Teichmann, Frank Ostermann
Dresden, im August 2003

Plötzlich war alles anders!

Bis zum Sommer 2002 habe ich im Drei-Schichtsystem gearbeitet. Trotzdem war der Haushalt mein liebstes Hobby. Außerdem bin ich sehr gern Auto gefahren und hatte viel Freude an Blumen. 2001 haben wir unser Haus renoviert. Wir haben neue Fenster und Türen eingebaut, unseren Kamin gesetzt und die Außenfassade hergerichtet. Ich habe mich immer sehr darüber gefreut, wenn unser Haus und das Grundstück gut in Schuss waren.

Nach ein paar Urlaubstagen im Juli 2002 bin ich am nächsten Tag früh aufgestanden und habe mit meinem Mann mit den Worten „Mensch du siehst ja heute zerknittert aus“ gescherzt. Danach habe ich Wäsche aufgehängt. Plötzlich merkte ich, wie ich Schlagseite bekam, und bin gestürzt.

Plötzlich war alles anders, aber ich habe gedacht, das ist nicht so schlimm und wird ganz schnell wieder gut. Es stellte sich jedoch heraus, dass ich einen Schlaganfall erlitten hatte, dabei bin ich gerade erst 37 Jahre alt. Die rechte Körperseite war gelähmt, und ich konnte nicht mehr sprechen.

Im Krankenhaus und zur Reha habe ich wieder bei „Null“ angefangen. Dank vieler Therapien kann ich heute wieder mit Stock laufen und sprechen. Beides geht noch schlecht, aber es wird immer besser. Sorgen macht mir zur Zeit noch der rechte Arm. Er will trotz intensiver Behandlung nicht funktionieren. Dabei wünsche ich mir nichts mehr, als meine Wäsche selbst aufhängen zu können, damit sie im Wind flattert. Überhaupt wäre es schön, wenn ich meinen Haushalt

wieder selbst in Ordnung halten könnte. Ich möchte auch gern wieder Auto fahren. Das würde vieles für mich und unsere Familie leichter machen. Ich könnte z. B. wieder allein einkaufen gehen.

In meinem Tagebuch schreibe ich auf, was los war. So kann ich später sehen, wie es mir gegangen ist. Einige Ausschnitte habe ich beigefügt, um zu zeigen, wie ich gelernt habe, mit der linken Hand zu schreiben. Bei der richtigen Schreibweise muss ich mir noch helfen lassen.

Jeden Monat freue ich mich auf den Termin in Kreischa zur Selbsthilfegruppe der Aphasiker. Wir fahren immer schon zeitig hin, um verschiedene Therapeuten und Schwestern wiederzusehen. Das ist eine schöne Abwechslung bei so vielen Therapien zu Hause. Es ist gut, von anderen zu hören, wie es ihnen geht und Vorschläge zu bekommen, was man für sich noch besser machen kann. Zu jeder Veranstaltung gibt es ein Thema. Auf das gemeinsame Singen und den Besuch einer Försterei freue ich mich besonders.

Trotz meiner Krankheit treffen wir uns oft mit unseren Freunden und Verwandten, dann unterhalten wir uns, spielen oder machen Spaß. Ich bin froh, gute Freunde zu haben. Auch nutzen wir viele Gelegenheiten um auszugehen. Dabei haben wir sogar schon getanzt. Solche Dinge und die Unterstützung durch meine Familie geben mir die Kraft auf dem Weg, wieder gesund zu werden.

Erfahrungsbericht

1999 wurde ich operiert an einem Gehirntumor. Ich dachte, es würde alles wieder gut werden. Ich könnte an alles denken, z. B. an zu Hause, die Kinder und auch an die Arbeit in der Schule. Ich dachte, ich könnte nach der Operation wieder sprechen, aber das ging nicht. Ich hatte keine Ahnung, welche Probleme mich erwarteten.

Als ich in Kreischa war und andere Leute mit ihren Schicksalen sah, da wollte ich wirklich lernen. Ich musste wieder Begriffe lernen, ich verstand wenig. Selbst einfache Begriffe wie "Zähne putzen" kamen mir nicht über die Lippen. Ich hätte nie sagen können, was ich essen wollte. Ich musste alles ausprobieren, ich konnte keine Fragen stellen. Zu Hause musste ich lernen, zu kochen. Ich konnte auch nichts lesen.

Wenn ich lese, begreife ich oft den Sinn nicht. Gesprächen konnte ich nicht folgen. Besonders bei Leuten, die sehr schnell sprechen. Furchtbar ist einkaufen gehen.

Ich freue mich, was ich in der Logopädie in Kreischa und in Freiberg schon gelernt habe und was ich inzwischen tun kann. Aber trotzdem bin ich verzweifelt, weil vieles in meinem Leben nicht mehr geht.

Ich habe viel an die frühere Zeit gedacht, besonders meine Arbeit mit den Kindern. Ich bin immer gerne arbeiten gegangen.

In der Schule hatte ich schon lange viele Probleme. Woher das genau kam, weiß ich nicht. Ich denke, dass das schon mit dem Tumor zu tun hatte. Man meinte auch dann, dass es schon vor 16 Jahren anfang.

Weihnachten 1996 war ich "weg", ich habe geschrien. Ich kam in die Notaufnahme und war im Krankenhaus "wieder da". Am nächsten Morgen wurde gesagt, "es sei nichts", da konnte mein Mann mich wieder holen.

In der Schule kam es oft vor, dass ich nicht mehr wusste, was ich vorbereitet hatte. Ich habe mir viele Zettel geschrieben und konnte ohne die Zettel kaum noch arbeiten. Später konnte ich keine Sätze mehr schreiben, z. B. Zeugnis formulieren ging nur, weil ich mir Sätze aus Vorlagen zusammen gesucht habe.

Kreuzworträtsel mache ich viel, das kann ich auch tun, wenn der Fernseher läuft. Ich kann ja vom Fernsehen nicht alles verstehen.

Verzweifelt war ich Weihnachten 2001. Es wurde festgestellt, dass der Resttumor wieder gewachsen war.

Bei der ersten Operation wurde nicht alles Gewebe entfernt, sonst hätte ich niemals mehr sprechen können.

2002 wurde ich bestrahlt, mein Sprechen wurde wieder schlechter.

Danach war ich wieder in logopädischer Behandlung, in Freital bei Frau Möckel. Es stellten sich Erfolge ein. Freuen kann ich mich jetzt auf den Urlaub, auf die Ostsee, auf Griechenland. Ich würde auch gerne mal wieder ins Theater gehen, nur verstehe ich leider nichts. Einmal war ich in der Operette, die Musik war super, aber den Text konnte ich nicht verstehen.

Insgesamt bin ich vorsichtiger geworden, was die Gesundheit von mir und meinem Mann angeht. Das Sprechen ist doch viel besser, aber ich bin jedesmal unsicher und ängstlich, wenn ich wieder in die Röhre geschoben werde.

Ist es denn nicht langweilig mit ihm?

Lieber Helmut,

kürzlich war ich bei meinen Eltern zu Besuch und unterhielt mich mit meinem Vater. Ich erzählte ihm, dass ich demnächst wieder nach Dresden fahre und mich dort auch mit Dir treffen würde. Er fragte mich, ob es denn nicht langweilig sei, wenn wir uns treffen. Die Frage überraschte und wunderte mich.

Ich verstand meinen Vater so, dass es für Sprachgesunde anstrengend und langweilig sein müsse, sich mit Menschen zu unterhalten, die eine Sprachstörung haben. Tatsächlich meinte mein Vater, unser Altersunterschied erschwere vielleicht eine Unterhaltung.

Der Vorgang, Bemerkungen gleich mit der Erkrankung der Sprachstörung in Verbindung zu bringen, betrifft ein Problem, welches für mich als Sprachtherapeutin häufig in Gesprächen mit Betroffenen auftaucht. Oft erzählen mir Patienten, dass sie in Gesprächssituationen fortwährend damit rechnen und genau darauf achten, dass und ob ihre Gesprächspartner Anspielungen auf ihre Spracheinschränkung machen. Ich versuche dann, den Betroffenen zu vermitteln, dass es gut wäre, wenn sie nicht jedes Gespräch durch die Brille ihrer Sprachstörungen beobachten würden, um nicht unberechtigt überall Anspielungen auf ihre sprachlichen Defizite zu vermuten. Dass dies zum Teil leichter gesagt als getan ist, wurde mir an dem zu Beginn erzählten Missverständnis deutlich.

Anschließend erzählte ich meinem Vater, worüber wir beide uns als zwei Menschen mit einem beträchtlichen Altersunterschied *ohne Langeweile* unterhalten: „Wir sprechen über unsere Arbeit.“ Ich berichtete ihm, dass Du in der Selbsthilfe arbeitest und Dich um Patienten kümmerst, die von Aphasie betroffen sind. Für mich, sagte ich, sei es interessant, einmal die andere Seite des Schreibtisches kennen zu lernen. Du hast einmal zu mir gesagt: „Ihr Ärzte und Therapeuten wisst Bescheid, wie man eine *Aphasie behandelt*. Wir Betroffenen wissen aber besser, wie wir *als Menschen zu behandeln sind*.“

An dieser Stelle möchte ich Dir danken für alles, was ich von Dir gelernt habe. Dabei danke ich Dir auch stellvertretend für alle Patienten, die ich kennengelernt habe.

Gelernt habe ich von Dir und vielen anderen Patienten, Menschen zu begleiten auf dem ungewohnten und schwierigen Weg, in ein Leben mit eingeschränkter Sprachfähigkeit. Jeder Therapeut weiß, dass es Betroffenen lieber wäre, wenn sie uns nicht bräuchten. Wenn die Situation nun nicht rückgängig zu machen ist, so können Therapeuten sie vielleicht erleichtern.

Ich glaube, viele Betroffene sehen sich bei diesem Weg in einer Sackgasse stehen: Mit einem erfüllten Leben hinter sich und einem traurigen vor sich.

Ich glaube aber auch, das neue Leben muss nicht eintönig sein und in die Einsamkeit oder an den Rand der Gesellschaft führen. Der Weg ist – wie vor der Erkrankung – offen und kann in ein anderes ebenfalls sinnreiches und erfülltes Leben führen.

Ein Kollege formuliert es bei der Verabschiedung für seine Patienten oft so: Wenn sie jetzt nach Hause gehen, wird ihr Leben anders sein. Er könne nicht sagen, ob besser oder schlechter. Das sei vermutlich auch nicht die richtige Bezeichnung dafür. Das Leben wird eben anders sein. Er hofft, dass die Betroffenen soviel wie möglich aus ihrem alten Leben wieder erkennen oder wiederaufnehmen und dass sich die neuen Umstände so gut wie möglich einfügen. Ich weiß nicht, ob das tröstende Worte sind, doch ich hoffe es.

Ein Schritt dahin ist für mich, wenn Patienten versuchen, ihre Einschränkung zu akzeptieren.

Das kann ich manchmal daran bemerken, wenn sie sich nach der Therapie für die Zeit bedanken, was keinesfalls selbstverständlich ist.

Bei meiner Arbeit habe ich immer wieder den Eindruck, dass viele Patienten den Schmerz über den Verlust ihrer Sprachfähigkeit weniger stark empfinden würden, wenn sie nur für kurze Zeit wieder so sprechen könnten wie früher. Sie möchten nur einmal deutlich zeigen können, wer sie als Person einmal waren, als es ihnen noch gut ging. Ich kann diesen Wunsch sehr gut verstehen. Manchmal möchte ich dann, dass es mir gelingt, diese Patienten davon zu überzeugen, dass durch den Verlust der Sprache nicht auch ihre Persönlichkeit verloren gegangen ist. Diese bleibt für mich hinter der Aphasie durchaus zu erkennen. Es gibt neben der gesprochenen Sprache noch viele andere Ausdrucksmöglichkeiten, um etwas von sich mitzuteilen.

Natürlich sind sie nicht so einfach, so schnell und spontan wie das Reden. Sie fordern auch vom Gesprächspartner mehr Aufmerksamkeit und Anstrengung. Aphasiker brauchen oft länger, um Inhalte zu vermitteln oder um sie selbst zu verstehen. Manchmal muss man als Gesprächspartner auch behilflich sein, passende Worte zu finden ohne dabei seinem Gegenüber Worte in den Mund zu legen. Manchmal ist es notwendig, nicht nur gesprochene Wörter zu verstehen, sondern auch Blicke oder Gesten von Betroffenen richtig zu interpretieren. Das alles braucht Zeit und Geduld von allen Beteiligten.

Ich denke, es ist oft nicht nur die Schwere der Aphasie, welche den Kontakt zu den Patienten leicht oder schwierig macht. Manchmal ist es auch die Traurigkeit, die Mutlosigkeit und Hoffnungslosigkeit, die als Folge der Krankheit einen Patienten einhüllt, verhüllt und ihn für andere Menschen schwerer verständlich macht.

Kranke wollen von mir als Sprachtherapeutin oft ein schnelles Rezept dafür haben, wie sie wieder störungsfrei sprechen können. Sie fürchten sich davor, andere merken zu lassen, dass sie nicht mehr so gut sprechen können wie vorher. Aus diesem Grund reden sie weniger, schweigen oft fast ganz aus der Angst heraus, Fehler zu machen. Einige wollen nicht einmal Besuch in der Klinik haben, weder von Freunden, Kollegen und manchmal nicht einmal von ihren Angehörigen – und zwar solange nicht, bis die Störung beseitigt ist.

Ich frage mich dann, was ich diesen Patienten sagen soll.
Etwa: „Sie werden aller Voraussicht nach eine
Einschränkung behalten. Sie werden vermutlich nicht wie
früher reden können.“

Oder soll ich Optimismus ausstrahlen und sagen: „Das wird
schon“, oder: „Sie müssen nur feste üben, dann geht es
wieder.“

Ich habe bislang keine passende Antwort gefunden:
Motivieren ohne zu übertreiben? Hoffnung machen ohne
unrealistische Erwartungen zu wecken?

Ich erlebe im Zusammensein mit meinen Patienten, wie
schwer es für sie ist, mit einer Aphasie zu leben. Als
Therapeutin wünsche ich mir vor allem eine Hilfe, die den
Betroffenen Mut macht, ohne Minderwertigkeitsgefühl mit
ihrer sprachlichen Einschränkung zu leben und aktiv mit der
nunmehr bestehenden Situation umzugehen.

Sicher kann ich dafür noch manches von Dir und auch
anderen Betroffenen lernen.

Die Gespräche mit Dir über die Arbeit in der Klinik, die
Selbsthilfegruppen, die Probleme bei der Einbeziehung der
Angehörigen in die Behandlung der Patienten geben mir
dabei sicherlich weitere Anregungen.

Ich freue mich auf unser nächstes Treffen und bin mir sicher,
dass es *nicht* langweilig wird

Mit herzlichen Grüßen

Hanna

Ich hatte einen Schutzengel

oder

Mitten im Leben

Es war der 11. Januar 1996. Meine erste Tätigkeit als Tierarzt an diesem Tag war die Fleischbeschau. Während dieser Arbeit wurde mir übel, ich hatte ein Rauschen im Kopf und hörte den Fleischer nur wie aus der Ferne. Das Sprechen fiel schwer, und im Mund war alles sehr komisch.

Ich fuhr nach Hause, legte mich aufs Sofa und dachte wie immer – das wird schon wieder, vergeht schnell. Als ich gerade aus dem Hoftor fahren wollte, um meine Arbeit fortzusetzen, kam zum Glück meine Frau plötzlich und unerwartet nach Hause. Sie sprach mich an, aber ich konnte nur stammeln. Schnell riss sie die Fahrertür auf und schob mich auf den Beifahrersitz. Ich wehrte mich, aber sie behielt die Oberhand und fuhr mit mir auf mein Drängen hin in den Kuhstall des Nachbardorfes. Dort fiel mir eine große Glasflasche aus der Hand und ich torkelte wie ein Betrunkener. Nun gab es für meine Frau kein Halten mehr – schnell zum Arzt.

Das Aussteigen aus dem Auto wollte mir nicht gelingen. Nur mit großer Mühe schaffte meine Frau diesen Gewaltakt. Mir war, als geschehe alles im Traum. Was war bloß passiert? Leider war nur eine Kinderärztin im Haus. Sie machte ein EKG, gab mir Vitamintabletten und wollte mich wieder nach

Hause schicken. Aber meine Frau ließ nicht locker und bestand darauf, dass ich bis zum Eintreffen eines anderen Arztes in der Praxis bleibe. Und das war gut so, wenn ich es aus heutiger Sicht betrachte. Der Arzt kam und hat sofort den Blutdruck gemessen, für ihn war alles klar. Er gab mir senkende Medizin und verständigte sofort Notarzt und Krankenwagen. Als ich auf die Trage gelegt wurde, hörte ich den Doktor sagen. „Jetzt kommt der Schlag.“

Ich fiel ins Koma. Schlaganfall, das kommt schlagartig. Viel, viel später erfuhr ich, dass mein rechter Arm heruntergefallen war, dass das Krankenauto unterwegs noch einmal anhalten musste, da ich schlapp machen wollte – Schrecksekunden! Schwerer Schlaganfall mit Herzinfarkt lautete die Diagnose, vollständige Lähmung der rechten Körperseite, Aphasie (wie die plötzliche Unfähigkeit zu sprechen genannt wird).

Meine ersten Erinnerungsfetzen stammen vom nächsten Tag auf der Intensivstation. Jede Menge weiße Kittel, Ärzte und Schwestern beugten sich bei der Visite über mich. In meinen Armen steckten Nadeln. Schläuche führten von meinem Körper irgendwohin. Ich konnte mich nicht bewegen, wollte sprechen. Es ging alles nicht. Was war bloß mit mir passiert? Meine Familie konnte ich auch nicht einordnen. Wer saß da an meinem Bett und hielt meine Hand? Meine Frau, die mich täglich besuchen kam, und meine drei Kinder waren mir fremd geworden.

Nach drei Wochen Intensivstation kam ich nach Kreischa. Erst hier begann ich wieder zu leben. Hier lernte ich alles

neu, das Schreiben (es geht heute noch mit großer Anstrengung sehr schwer), das Sprechen (Wortfindungsstörungen gibt es noch oft), das Lesen (geht sehr langsam) und das Erkennen von Zahlen. Begonnen hat alles im Rollstuhl. Während ich im Krankenhaus nur im Bett liegen musste, wurde in der Rehaklinik alles getan, um mich wieder mobil zu machen. Ergotherapie, Logopädie, Physiotherapie standen auf meinem Tagesplan. Als ich das erste Mal laufen konnte, den Rollstuhl verlassen, fühlte ich mich wie neu geboren. Endlich konnte ich die Welt wieder von oben, aus einer anderen Perspektive sehen. Welch ein Glück! Was für eine Energie allerdings dafür notwendig war, kann wohl kaum jemand nachvollziehen. Ich wollte meinen Platz im Leben wieder finden. Mit 52 Jahren konnte doch nicht alles vorbei sein. Ich wollte so lange als Tierarzt tätig sein, bis mein Sohn mit dem Studium fertig ist. Das war eine ungeheure Triebkraft, die mich oft beflügelte.

Rückschläge (kleinere Schläge), erneute Krankenhausaufenthalte, epileptische Anfälle, Unterbringung in der geschlossenen Abteilung einer psychiatrischen Klinik – alles das konnte mich nicht entmutigen, nicht aufhalten.

Nach der Entlassung war es für mich besonders schwer, wieder unter die Leute zu gehen. Immer wieder stellte ich mir die Frage: Werden die Leute denken, der kann nicht reden, ist er jetzt geistig behindert? Mitleid erfuhr ich von allen Seiten, aber das gefiel mir überhaupt nicht. Ich wollte so akzeptiert werden wie früher.

Heute nach mehr als sieben Jahren führe ich meine Tierarztpraxis mit Hilfe meiner Frau weiter. Auto fahren kann ich noch nicht, Großtiere aufgrund meiner körperlichen Verfassung nicht mehr behandeln, deshalb bin ich jetzt ein Arzt für Kleintiere.

Hund, Katze, Kaninchen, Mäuse, Hamster und auch mal ein Schaf sind meine Patienten. Es macht mir Spaß und lenkt von den Schmerzen ab, die ich bis heute noch täglich habe. Bin ich in einer fremden Umgebung, spreche ich vom Schlaganfall, gebe meine Erfahrungen im Umgang mit dieser Krankheit weiter.

In einer Selbsthilfegruppe „Schlaganfall“ bin ich sehr aktiv und gebe anderen Mut.

Es kann jeden treffen. Schlaganfall! Dabei zählte ich mich gar nicht zu jenen, die besonders gefährdet sind. Ich habe nie geraucht oder einen ausschweifenden Lebenswandel geführt. Ich habe immer nur gearbeitet und gearbeitet. Meine einzigen Wehwehchen waren Übergewicht und Bluthochdruck.

Auch heute bin ich noch ständig in Behandlung, z. B. bei der Physiotherapeutin, aber es geht immer bergauf.

Liebe Freunde nah und fern,

sonst hat Hans diese Weihnachtsgrüße verfasst. Heute wird er sie schreiben, das macht ihm keine Mühe. Sein Problem ist einfach noch: Er kann nicht wieder alles sagen, was er möchte, und so geht es auch mit dem Schreiben. Im Kopf ist alles klar und verständlich, aber wie teile ich es mit?

Ja, das Jahr fing bei uns nicht gut an, aber: Hans hat sich von seinem Schlaganfall im Januar wieder gut erholt: Er fährt Fahrrad, schwimmt, versorgt sein Pferd und geht einmal die Woche zum therapeutischen Reiten. Die positive Nachricht: Wir sind mit der Entwicklung zufrieden, wenn auch bei der „Sprache“ etwas ungeduldig. Aber als „alte Eheleute“ versteht man sich! Vielen Dank für all die guten Wünsche und die Anteilnahme, das tut gut in einer solchen Zeit.

Nach dem „schweren“ Start in das Jahr 2001 gibt es nun auch Erfreuliches zu berichten. Unser ältestes Enkelkind, Birte, wurde in diesem Jahr konfirmiert – Kinder, wie die Zeit vergeht - und Hans nahm munter und schlank an der Feier teil. Sie ist eine erwachsene junge Dame, fleißig in der Schule und beim Klavierüben! In den Sommerferien machte sie ihre erste große Reise allein über den großen Teich zu unseren Freunden nach Kalifornien. Nun geht es mit der Fremdsprache etwas besser.

Ihr kleiner Bruder liebt die Fische mehr wie die Schule! Dem Angeln und seinem großen Aquarium gehören seine ganze Leidenschaft.

Bei Birgitta wurde der Älteste: „Sven“ am 15. September eingeschult. (Mit großen Mühen, da er erst am 1. Oktober 6 Jahre alt wurde.) Wir unterstützen diese Entscheidung - und selbst ein Kartenleger hatte Erfolg prophezeit! Er hat viel Spaß an der Schule und bewältigt den Stoff spielend. Also eine gute Entscheidung. Die Familie lebt zufrieden auf dem Land in ihrem Friesenhaus mit Garten und Karpfenteich.

Auch Christian geht es in Dresden gut. Hans war im November 4 Wochen in Kreischa – 15 km südlich von Dresden – zur Kur. In diesen Wochen verbrachten Vater und Sohn viel Zeit zusammen, was für beide sehr schön war. Als ich Hans abholte, hatten wir noch ein Wochenende gemeinsam in dieser kulturell und landschaftlich attraktiven Gegend.

Beruflich sieht es bei uns so aus, dass Hans nun die Büroarbeit macht und ich den Außendienst. Mit einer positiven Einstellung lässt sich manches Problem lösen, und wir hoffen, dass uns die Kräfte dafür noch lange erhalten bleiben.

Die Ereignisse vom 11. September haben auch uns sehr berührt, die wir ja auch auf einigen Reisen diesen Kontinent durchquert hatten, natürlich immer im Zusammenhang mit New York. Wir reden in der Familie miteinander, wenn es

Probleme gibt, und lösen sie, irgendwie. Schade, dass das in der großen weiten Welt nicht funktioniert. Aber das sind wohl Träume und Hoffnungen von klein Fritzchen bzw. Petra!

Wir schauen positiv und zuversichtlich in das Jahr 2002, in das EURO-Jahr! Wir versuchen, den Blick für die kleinen, schönen Dinge zu behalten und das Positive zu sehen. So lebt es sich leichter, und ändern können wir sowieso kaum etwas.

Hans hat wie immer unseren großen Weihnachtsbaum gesägt, der nun auf dem Balkon auf den Heiligen Abend wartet, den wir mit Birgittas Familie und dem Opa aus Berlin, und Hans' Schwester aus dem Schwarzwald feiern werden. Christians Kinder nebst Familie sehen wir am 2. Weihnachtstag. Zwischen den Feiertagen wird uns Christian besuchen. So werden es wieder fröhliche, harmonische Feiertage. Schön!

Wir wünschen allen Frieden und Gesundheit und hoffentlich viele nette gemeinsame Stunden im Neuen Jahr.

Ganz liebe Grüße senden

Petra und Hans Heier

Vaters zweites Leben

(oder schon sein drittes?)

Wenn man eine Geschichte über jemanden schreiben soll, ist das nicht gerade eine einfache Angelegenheit.

Und wenn es dazu noch die Geschichte über den eigenen Vater ist, dessen Leben plötzlich ein ganz anderes geworden ist (bzw. werden musste), dann ist es wohl erst recht nicht einfach.

Im nachfolgend Geschriebenen mag mancher Betroffene sein eigenes Schicksal wiedererkennen.

Doch auch für Menschen, die noch keine Erfahrungen im Umgang mit Personen haben, welche durch die Folgen eines Schlaganfalles mit den unterschiedlichsten Einschränkungen leben müssen, soll diese Geschichte Anregung sein.

Anregung dazu, wie man sich zu diesen Menschen verhalten sollte, wie man ihnen helfen und mit ihnen leben kann.

Der 24. August 1988 brachte Vaters Leben aus dem Lot.

Der Schlaganfall traf ihn und uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Das Wort „Schlaganfall“ hatte ich bislang lediglich mit Leuten in Verbindung gebracht, die ihr Leben schon gelebt hatten, vielleicht 75 oder 80 Jahre alt waren. Mein Vater war doch aber erst 58!

Die gesamte rechte Körperhälfte war gelähmt, die Sprache so gut wie vollständig verloren.

Wie soll man damit umgehen?

Wie wird Vater damit leben?

Wird er überhaupt ÜBERleben?

Es folgten schlimme Monate des Bangens.

Nach einem viermonatigen Krankenhausaufenthalt war er noch immer vollkommen bettlägerig.

Sein Zustand war katastrophal. Physiotherapeutische oder gar logopädische Behandlung zu bekommen, war damals nicht einfach zu organisieren.

Nur unter großen Mühen konnte eine Rehabilitation beantragt und genehmigt werden.

Die Physiotherapeutin (ich weiß noch, dass sie Katrin hieß) hat meinen Vater so weit mobilisiert, dass er nach einiger Zeit wenigstens wieder sitzen konnte. Daran hatte schon längst keiner mehr geglaubt.

Aber nur mit Sitzen hat sich mein Vater nicht zufrieden gegeben. Mein Vater doch nicht! Wer sitzen kann, der muss wenigstens stehen können. Und wenn man schon steht, dann kann man doch schon fast einen Schritt laufen! Und so kam ein Erfolg nach dem anderen.

Nach über drei Monaten Rehabilitation konnte Vater nach Hause.

Endlich!

Vater ist schon immer sehr ehrgeizig gewesen. Und was er anpackt, das packt er richtig an. Es begann ein neues Leben. Zwar eines mit erheblichen Einschränkungen, aber immerhin.

Leben!

Das Laufen hatte sich so weit verbessert, dass sich Vater zumindest mit einer Unterarmstütze in der Wohnung selbständig fortbewegen konnte.

Für mich war das schon wie ein kleines Wunder.

Eines hatte sich allerdings kaum verbessert: Das Sprechen. Da muss sich doch trotzdem was machen lassen. So oder ähnlich muss Vater gedacht haben.

Aber auch mit Gestik und Mimik kann man seinen Wünschen Ausdruck verleihen.

Schließlich hatte er noch eine gesunde linke Hand. Damit kann man zeigen, malen, einzelne Worte schreiben (auch wenn es lange dauert). Und man hat Augen.

Wussten Sie, wie gut Augen sprechen können?

Leider konnte Vater seinen Ehrgeiz zu Hause nicht ganz so ausleben, wie er es dachte und wollte.

Die Mutter war mit der Pflege schon bald überfordert. Hilfe ließ sie trotzdem selten oder gar nicht zu.

Mein jüngerer Bruder wohnte in der selben Stadt. Ihn ließ die Mutter bestimmen.

„Und außerdem hat der Sprachtherapeut gesagt, da ist sowieso nichts mehr zu machen.“

Solche Worte schmerzen.

Erst recht, wenn sie von der eigenen Frau kommen.

Das waren 11 Jahre, die er fast ausschließlich in der Wohnung zubringen musste. Eine Wohnung, die für seine Behinderung alles andere als geeignet war. Unvorstellbar für einen Menschen, der immer gern in der Natur war, nie ruhig sitzen konnte.

Die Wohnung konnte Vater nur mit der Hilfe anderer verlassen. Und wer ihm dabei behilflich sein durfte, das ließ man *nicht ihn* bestimmen. Und wann er sie verlassen konnte, das durfte er auch nicht selbst bestimmen.

Sich mit einem Mann auf der Straße zeigen, der im Rollstuhl sitzt und nicht richtig reden kann?

Nein!

Doch!

Es kam der 12. Juli 1999.

Dieser Tag hatte neben seiner Tragik auch sein Gutes.

An diesem 12. Juli erhielt ich gegen Mittag einen Anruf. Die Mutter hätte sich das Bein gebrochen und würde für ca. sechs Wochen im Krankenhaus liegen müssen.

Von meinem jüngeren Bruder war lediglich zu vernehmen, dass für den Vater nirgends ein Pflegeheimplatz frei sei.

Was nun?

Mein Vater soll ins Pflegeheim?

Das kann nur der letzte Ausweg sein, dachte ich mir.
Ich hatte jedoch auch keine Ahnung, wie man sechs Wochen überbrücken sollte.

Die Eltern wohnten fast 300 Kilometer entfernt von meinem Wohnort.

Sollte ich mich von meinem Arbeitgeber für sechs Wochen beurlauben lassen?

Die Antwort darauf habe ich mir selbst gegeben: das ist in der heutigen Zeit undenkbar!

Und selbst wenn, was sollte in diesen sechs Wochen mit meiner eigenen Familie geschehen? Den Mann und die zwei Kinder kann man selbst unter diesen Umständen nicht einfach für 1½ Monate allein lassen.

Also gab es nur eine Lösung:

Der Vater kommt für diese Zeit zu uns.

Innerhalb von wenigen Stunden musste alles organisiert werden:

Schnell von Arbeit nach Hause.

Der Nachbarin Bescheid gesagt, dass sie die Kinder zum Abendessen mit versorgt.

Den Kindern gesagt, dass der Opa für eine Zeit bei uns bleiben wird, bis die Oma wieder gesund ist.

Ein Kinderzimmer gehört für sechs Wochen dem Opa.

Der Opa soll auch ein frisch bezogenes Bett bekommen. Das haben die Enkel für den Opa selbst erledigt.

Und die Situation verlangte es, dass dieses Kinderzimmer *freiwillig* und außer der Reihe aufgeräumt wurde.

Mit anderen Worten: Der Opa war willkommen!

In der elterlichen Wohnung angekommen, bot sich meinem Mann und mir ein trauriges Bild. Vater saß auf der Couch wie ein Häufchen Unglück.

Ich erwähnte bereits, dass Augen sprechen können. Vaters Augen sprachen an diesem Abend Bände, wie man so sagt. „Was soll nur aus mir werden???", konnte man aus ihnen lesen.

Wir packten schnell die wenigen Sachen ein. Mir fiel auf, dass der Personalausweis fehlte. Er war auch nirgends zu finden.

Kurz vor unserem gemeinsamen Aufbruch zeigte Vater zu einer Tür in der Schrankwand. Ich wusste, dass sich dahinter seine Briefmarkensammlung befand. Mir war eigentlich sofort klar, dass er sie mitnehmen wollte. Aber was sollte das? Wegen sechs Wochen?

Ich konnte damals noch nicht ahnen, was Vater damit sagen wollte.

Gegen Mitternacht kamen wir zu Hause an.

An der Haustür klebte ein Zettel! Darauf stand: „Wenn ihr Hilfe braucht, klingelt ruhig. Egal wie spät es ist.“ Wie gut, wenn man solche Nachbarn hat!

Vater musste in dieser Nacht in unserem Haus erst einmal 15 Stufen überwinden, um in sein Schlafzimmer zu gelangen. Keiner wusste, wie (oder besser ob) er das schaffen würde. Er hat es mit unserer Hilfe geschafft! Wie konnte ich an ihm zweifeln ...

Ich weiß nicht, ob mein Vater in dieser Nacht geschlafen hat. Mir war, als hätte ich kein Auge zugemacht.

Aber nicht nur in dieser einen Nacht fanden wir schlechten Schlaf.

Die folgende Zeit gab mir die Erklärung dafür, warum Vater seine Briefmarkensammlung mitnehmen wollte. Er wollte nämlich nicht nur sechs Wochen bei uns bleiben ... Aber sagen konnte er es uns eben nicht, nur zeigen.

Mir wurde auch schlagartig klar, warum Vater von zu Hause ohne Personalausweis „entlassen“ wurde. Das wäre nämlich sein erster Schritt in die jahrelang ersehnte Selbständigkeit gewesen.

Es kamen nach und nach viele Dinge an´s Tageslicht, die einfach unglaublich sind.

Was hat mein Vater all diese Jahre ertragen müssen? Und trotzdem hat mein Vater seinen Lebenswillen und seine Kraft in diesen vielen Jahren nicht verloren. Im Gegenteil, manchmal denke ich, er ist dadurch noch stärker geworden.

Für Vater, der nun in meiner Familie aufgenommen worden war, fing ein neues Leben an.

Er bekam einen eigenen Rollstuhl, damit er so oft wie möglich unter Menschen kam.

Es wird mit Sicherheit niemand glauben, dass mein Vater im Juli 1999 das erste Mal nach der „Wende“ in einem Supermarkt war.

Diese „Wende“ fand 1989 ohne ihn statt. Für Vater begann sie erst zehn Jahre später.

Wir organisierten eine Physiotherapeutin und eine Logopädin für Vater.

Vier Tage in jeder Woche bekam Vater von diesem Zeitpunkt an abwechselnd „Damenbesuch“ von seinen Therapeutinnen.

Mit einigem Stolz empfing er sie vormittags, wenn wir auf Arbeit und die Kinder in der Schule waren.

Wenn man gesehen hat, wie er vorher leben musste, kommt einem das schon wie ein kleines Wunder vor.

Kein Mensch außer uns glaubte ernsthaft daran, dass nach dieser langen Zeit noch Erfolge zu verzeichnen sein würden. Aber die Erfolge stellten sich recht bald ein.

Ich erwähnte bereits die 15 Stufen in unserem Haus. War zuerst die Hilfe von zwei Personen notwendig, stieg Vater sie nach einiger Zeit sicher und ganz allein auf und ab.

Er machte das sogar zu einem Punkt in seinem Trainingsprogramm, das er mehrmals täglich absolvierte.

Im Sommer 2000 wagten wir etwas, wofür uns sicher viele hinter vorgehaltener Hand für verrückt erklärt haben. Wir buchten mit Vater Sommerurlaub in Griechenland.

Vater war vorher noch nie geflogen. Mir war schon ein bisschen bange, ob er sich das überhaupt zutraut. Wie konnte ich auch hierbei nur wieder zweifeln! Vollkommen klar musste mir seine Lust auf Leben eigentlich auch sein. Schließlich hatte er 11 verlorene Jahre aufzuholen!

Und im Sommer 2001 flogen wir gleich noch einmal nach Griechenland.

Vater schien es sichtlich zu genießen, nach seinen Möglichkeiten wieder am Leben teilhaben zu können. Das konnte man ihm förmlich ansehen. Wir besuchten Bekannte und Verwandte.

Vater war in Heidelberg, und gemeinsam mit Vater waren wir in der Pfalz. Dort ist er sogar mit einem Sessellift gefahren.

Wenn Sie das lesen, dann denken Sie mit Sicherheit: „Na und, was ist da schon dabei, mit einem Sessellift zu fahren.“

Stellen Sie sich vor, Ihre rechte Körperhälfte ist gelähmt. Von ganz oben bis ganz unten. Diese rechte Körperhälfte spüren Sie nicht. Es ist so, als wäre sie nicht da.

Und dann fahren Sie mit der einen verbliebenen linken Körperhälfte Sessellift.

Denken Sie noch immer, dass da nichts dabei sei?

Über drei Jahre hat Vater bei uns gelebt.

Am 19. September 2002 brach er sich bei einem Sturz das Becken. Zwei Operationen schlossen sich an. Fünf Wochen lag er im Krankenhaus.

Auch eine nachfolgende Anschlussheilbehandlung konnte nicht verhindern, dass der Rollstuhl von diesem Zeitpunkt an sein ständiger Begleiter sein sollte.

Das Laufen mit der Unterarmstütze ist leider nicht mehr möglich.

Wir mussten uns damit abfinden, dass Vater, während wir auf Arbeit waren, nicht mehr allein zu Hause sein konnte. Unser Haus ist nicht behindertengerecht. Nicht einmal die Toilette würde er bei uns ohne Hilfe benutzen können.

Nun traf der Fall ein, den ich in dieser Geschichte schon einmal als letzten Ausweg bezeichnet hatte, nämlich die Vollzeitpflege.

Vater hat seine Situation selbst so realistisch eingeschätzt.

Jetzt ist er schon ein Vierteljahr in seinem neuen Zuhause, einer Seniorenresidenz.

Das war für uns alle keine leichte Entscheidung. Aber es war eine Entscheidung, für die es keine Alternative gab.

Die gemeinsame Zeit mit Vater hat bei uns allen Spuren hinterlassen.

Unser Sohn hat eine Ausbildung im sozialen Bereich gewählt. Er wird Heilerziehungspfleger.

Die gleiche Ausbildung wird unsere Tochter noch in diesem Jahr beginnen.

Beide haben keine Kontaktschwierigkeiten mit benachteiligten Menschen. Diese Menschen sind da, und sie gehören dazu.

Jeder sollte diesen Benachteiligten helfen, ein Leben zu leben, das man in der gleichen Situation selbst als lebenswert empfinden würde.

Ich kenne jetzt übrigens den Unterschied zwischen behinderten und benachteiligten Menschen:

**Benachteiligt sind diese Menschen durch ihre Krankheit.
Behindert werden sie nur durch die Gesunden!**

Wahre Begebenheit!

Ein Anruf der schockt!

Die Nichte am Telefon: "Tante Dagmar, halt Dich fest, ich habe keine gute Nachricht. Mein Vati hatte heute nacht einen schweren Gehirnschlag."

Stille – Bumm – ein Schlaganfall? – Unbegreiflich! Eine erschütternde Nachricht.

Wie soll es weitergehen? Fragen über Fragen. Sofort dringende fachärztliche Hilfe und Behandlung, und – was genau so wichtig ist für den Betroffenen: **Familiäre Zuwendung und viel Liebe und Verständnis!**

Mein liebes Brüderlein,

B., den 22. April 2003

nach Deinen ersten beiden leichten Schlaganfällen und dem dritten schweren Gehirnschlag liegst Du nun in der Reha-Kurklinik Kreischa.

Dort soll für Dich wieder eine befriedigende Lebensqualität durch ganz gezielte Therapien erreicht werden.

Bitte gib Deinen starken Willen und vor allem Geduld dazu, und mit Hilfe von uns allen wirst Du es wieder schaffen.

In der einen Woche, wo ich bei Dir sein konnte, habe ich gemerkt, dass es für Dich sehr schwer ist, alle Dinge des täglichen Lebens wieder neu zu erlernen.

Aber mit viel Einsatz und Einfühlsamkeit der Ärzte, Krankenschwestern und vor allem Deiner Therapeuten wirst Du wieder auf die Beine kommen.

Das wünsche ich Dir von ganzem Herzen. Kopf hoch, mein lieber Siegfried, ich bin bald wieder bei Dir.

In Liebe Deine Schwester Dagmar

Mein Freund im Rollstuhl

Früher kam er als Kind gerannt
jetzt behindert an Fuß und Hand
nie hört man von ihm ein Klagen
bleibt ein Freund an vielen Tagen.

Er freut sich, lacht und spricht mit dir
trotz Krankheit kommt er oft zu mir
nicht von allein kann er dies tun
in seinem Rollstuhl muss er ruhn.

Dieser steuert ihn in die Welt
die meinem Freund gar wohl gefällt
er vertraut, hat Rat für jeden
mit ihm lachen, mit ihm reden.

So ist er allen wohlbekannt
fährt gern im Rollstuhl übers Land
auch in diesem Reisegefährt
ist ihm das Leben lebenswert.

Und solltest du ihn einmal sehn
grüss ihn freundlich, bleib auch mal stehn
unterhalte dich, sag ein Wort
begleite ihn, geh nicht gleich fort.

Dann wirst du sehen und auch begreifen
der Rollstuhl mit den breiten Reifen
ist für ihn Hilfe, ist sein Leben:
Wir sollten ihm Verständnis geben!

„Warum ich?“

„Ich muss es immer wieder sagen: Ich habe keine Lehre. Ich zeige nur etwas. Ich zeige Wirklichkeit, ich zeige etwas an der Wirklichkeit, was nicht oder zu wenig gesehen worden ist. Ich nehme ihn, der mir zuhört, an der Hand und führe ihn zum Fenster. Ich stoße das Fenster auf und zeige hinaus. Ich habe keine Lehre, aber ich führe ein Gespräch.“

Martin Buber, „Das dialogische Prinzip“, Umschlagtext

Schlaue Worte, die nicht von mir stammen, aber aus meinem Herzen sprechen. Ich, eine 22jährige Studentin aus Leipzig, bin keine Aphasikerin. Es steht mir auch fern zu behaupten, ich hätte ein Patent auf die Bewältigung von lebensverändernden sogenannten „Zufällen“ – ich bevorzuge das Wort „Fügungen“ – und deren Folgen angemeldet. Ich möchte mit Ihnen ein Gespräch führen, möchte auf einen Teil der Wirklichkeit, die uns umgibt, mit der wir uns aber nicht oder zu wenig befassen, aufmerksam machen. Möchte Ihnen, als Angehörige, Betroffene, Mut machen, die Gedanken mit der zentralen Frage „Warum ich?“ „Warum mir?“, „Warum mein(e) Mann/Frau/Vater/Mutter/Kind/Bekannt?“ nicht zu verdrängen, sondern sich ihnen zu stellen, mit ihnen zu ringen. Dabei ist es unerheblich, ob es um einen Schlaganfall, schweren Unfall, einen plötzlichen Tod geht. Unerheblich deshalb, weil es immer um einen Aufschrei nach Gerechtigkeit, dem Verlangen einer

plausiblen Erklärung des Geschehenen im Angesicht des erfahrenen Leides geht.

Ich persönlich wüsste zu gerne, was an dem 09.09.2002 morgens durch meinen Kopf ging. Denn am selben Tag hatte ich einen schweren Verkehrsunfall, so dass ich, nachdem ich drei Wochen auf der ITS des St. Georg Krankenhauses in Leipzig verbrachte, 5 Monate in der Klinik Bavaria in Kreischa, einer großen Rehabilitationsklinik, verweilte und nun, d. h. im April 2003, Patient in der „Tagesklinik für kognitive Neurologie“ bin.

Sehr oft habe ich die Frage nach dem „Warum“ gestellt. Bisher habe ich keine Antwort auf diese brennende Frage erhalten. Es wird auch nie eine geben – das Einzige was bleibt, sind Vermutungen, Ahnungen, die ich anstellen, haben oder äußern kann. Was also macht man, wenn das eigene Leben oder das Leben eines lieben Verwandten bzw. Bekannten eine solche Fügung erfahren hat?

Prinzipiell hat man zwei Möglichkeiten. Erstens: Man macht da weiter, wo man aufgehört hat, verdrängt das Geschehene, hat Angst vor der Unfähigkeit, mit den hervorgerufenen Gefühlen sowie deren Größenordnung und Intensität umgehen zu können. Zweitens: Man setzt sich mit dem Geschehen bewusst auseinander, stellt sich dem Gefühl – oder vielmehr der Realität – der Machtlosigkeit und der Sinnlosigkeit des eigenen Handelns in Anbetracht einer solchen Situation.

Über das Verdrängen des Geschehens

Meiner Meinung nach ist dies nicht möglich, wird man doch gerade in den banalsten Situationen an das Geschehene auf

unsensible Art und Weise erinnert. Immer wieder stellt man somit das berühmte Fettnäpfchen auf, wo mit Garantie jemand hineintritt ... keine Sorge, auf die Menschen oder Ämter von heute ist doch noch Verlass, auch wenn man es nicht für möglich hält. Des weiteren bin ich der Meinung, dass nach einem Schlaganfall, schweren Unfall, plötzlichen Tod eines lieben und nahen Verwandten bzw. Bekannten NICHTS mehr so sein wird wie früher, sind dies doch Einschnitte in unserem Leben, die aufgrund ihrer Größe nicht ignoriert werden können. Solche Einschnitte, die fast hörbar nach der Verlängerung unseres bisherigen Lebens schreien, verlangen von uns ein neues, der neuen Situation angepasstes Verhalten dem Betroffenen gegenüber. Außerdem fordern sie nach einer neu überdachten, anderen Einstellung dem Leben als Ganzes gegenüber, soweit wir selbst die – direkt oder indirekt – Betroffenen sind. Selbst wenn sie das Geschehene bisher erfolgreich verdrängt haben – spätestens jetzt, wo Sie dies lesen, werden sie damit konfrontiert. Zumindestens müssen sie daran denken, wenn auch nur flüchtig. Und ich möchte Sie herausfordern zu prüfen, ob Sie die erste Variante der möglichen Reaktionen gewählt haben. Hören Sie sich selber zu, hören Sie, was Sie dazu zu sagen haben. Erschrecken Sie nicht, falls die Antwort positiv ausfällt. Es ist die einfachere Möglichkeit, erfordert weniger Kraft, weniger schlaflose Nächte, weniger sorgenvolle Tage und weitaus weniger Tränen, ist bequemer. Doch ich frage Sie ganz ehrlich: Möchten Sie Jahre danach des Nachts alleine auf dem Balkon ihrer Wohnung sitzen, trotz der Dunkelheit kein Licht anzünden, vor sich her starren dass es einem das Herz zerreißt, Sie so zu finden?

Beantworten Sie die Frage mit „Ja“, dann leben Sie wie bisher. Verschließen Sie sich dieser nicht gewollten, schmerzlichen Erfahrung in Ihrem Leben. Lassen Sie Gras über die ganze Sache wachsen ... Aber ich versichere Ihnen – irgendwann kommt ein Esel, der dieses, aufgrund Ihrer liebevollen und gewissenhaften Pflege, schöne und saftige Gras wegfrisst. Und das Hegen und Pflegen des Grases fängt von vorne an, erfordert wieder Kraft, Zeit und Nerven – die Sie bestimmt – und dessen bin ich mir sicher – an anderer Stelle sinnvoller einbringen könnten. Wäre es dann nicht besser, sich mit dem Geschehenen bewusst auseinander zu setzen?

Antworten Sie auf diese Frage mit „Nein“, biete ich Ihnen meine Hand und führe Sie zum Fenster. Stoßen Sie dieses auf und fangen Sie an, die Wahrheit Ihrer Gedanken, Gefühle zu sehen, zu erleben. Es wird schmerzlich, aber lohnend – erniedrigend, aber notwendig sein.

Schämen Sie sich der Entdeckung nicht – es gibt keinen Grund dafür. Beginnen Sie damit, das Geschehene bewusst zu verarbeiten, es ist nie wirklich zu spät dafür.

Über die bewusste Auseinandersetzung mit dem Geschehenen

Kommen wir nun zu dem Teil, welcher am schwierigsten ist: Die bewusste Auseinandersetzung mit dem Geschehenen. An dieser Stelle möchte ich Ihnen in Erinnerung rufen, dass ich selber die direkt Betroffene einer solchen Fügung bin. Wie ich mit dem Erlebten umgegangen bin, muss also immer in dem Licht der eigenen Betroffenheit verstanden werden und verliert schon allein aus diesem Grunde Anspruch auf

Allgemeingültigkeit. Der Unfall, bei dem ich ein Schädel-Hirn-Trauma dritten Grades (die Medizin unterscheidet vier Grade des Schädel-Hirn-Traumas), einen offenen Unterschenkelbruch, Doppelbilder im rechten Auge und eine feinmotorische Störung der rechten Hand erlitt, wirft mich zeitlich ein gesamtes Jahr zurück. Ein Jahr, in dem ich schon zu diesem Zeitpunkt weitaus mehr gelernt habe, als es Professoren möglich gewesen wäre, mir in Vorlesungen oder Seminaren der vergangenen Semester zu vermitteln. Somit wird eine solche ungewollte Erfahrung und deren bewusste Verarbeitung zu einer lebensverändernden Lehre. Wie also bin ich mit dem Geschehenen umgegangen? Gestatten Sie mir, dies in wenigen Worten, die ich erklären werde, zusammenzufassen: Ich habe gefragt, ich habe angeklagt und habe geschrien, habe um Akzeptanz und Selbstliebe gefleht, habe Frieden gefunden. An diesem Punkt ist es notwendig zu erwähnen, dass ich nach den zwei Wochen Koma an einem schweren Durchgangssyndrom litt – eine Zwischenstufe zwischen Traum und Realität, in der ich Sachen tat und sagte, die als sozial inkompetent gelten, welche für mich als Erinnerung nicht unmittelbar zur Verfügung stehen.

„Ich habe gefragt“

Während dieser 4 Wochen habe ich sehr viele Erklärungen für diesen „Traum“ gesucht, deren nähere Ausführungen den Rahmen sprengen würde. Habe mich gegen meine Therapeuten und deren Bemühungen gesperrt. Direkte Fragen habe ich erst Ende Oktober gestellt. Tausendundeine Frage: Warum humpele ich? Warum bin ich

in der Rehabilitationsklinik? Warum habe ich keine Wunden am Kopf? Warum sind mir keine Zähne ausgefallen? Wie ist mein Unfall passiert? Was habe ich getragen? Was hast du an diesem Tag gemacht? Was hast du als Erstes gedacht, als du erfahren hast, dass ich auf der ITS liege? Wie hast du überhaupt davon erfahren? die Liste der Fragen ist lang. Diese und ähnliche Fragen waren an meine Angehörigen gerichtet, und sie haben diese mit unendlicher Geduld beantwortet.

Indirekt drängte sich mir immer wieder die Frage „Warum ich? Warum mir? Hätte es nicht jemanden anderes treffen können?“ auf. Ich verstand die Wende, die mein Leben ohne meine Zustimmung genommen hatte, nicht. Ich war wütend, und Tag um Tag wurde mir die Ungerechtigkeit des Erlebten bewusst. Ich erkannte, dass ich aus meinem Leben herausgerissen war, mir die reale Chance, Sachen zu beenden, vorerst verwehrt war. Diese indirekten Fragen habe ich nicht an meine Familie, sondern an Gott – meinem Glauben nach der Schöpfer alles Lebens, aller Dinge, Sinngeber des Lebens und des Geschehens in demselben – gerichtet. Doch Gott ruft mich nicht an und sagt: „Gut, dass du gleich dran bist, denn jetzt hast du endlich die Möglichkeit, all deine Fragen zu stellen, und ich gebe dir Antwort auf diese.“

„Ich habe angeklagt und habe geschrien.“

Aufgrund dieser scheinbaren Stille, dem Ausbleiben der Antworten und der immer deutlicher hervortretenden Ungerechtigkeit habe ich Gott angeklagt. Es war mir unbegreiflich, warum ein solches Leid mich trifft. Glaubt man,

dass alles nicht ohne Grund geschieht und somit einem bestimmten Zwecke dient, ist es nur logisch, dass dieses Geschehen einen Sinn ergeben musste. War ich stark genug, diese Fügung und deren Folgen sowie Lehren zu verkraften?

War ich der Herausforderung, der Verantwortung gewachsen, mit meinem „neuen“ Leben umzugehen? Ich war ganz und gar nicht der Meinung. Aufgrund dieser Leere, dieser Stille, dieser Einsamkeit habe ich geschrien und viele Tränen vergossen. Ich schrie die empfundene Ungerechtigkeit heraus, war frustriert über die unsagbare Stille, die mir antwortete. Was hatte ich getan und womit wurde diese Fügung gerechtfertigt? Womit hatte ich das verdient? Was habe ich nur falsch gemacht? Wo und wann habe ich versagt, dass ich so furchtbar bestraft werden musste?

„Ich habe um Selbstliebe und Akzeptanz gefleht.“

Als ich des Kämpfens und der Auflehnung müde war, mir keine Kraft blieb, Fragen zu stellen und die Demütigung, die Ungerechtigkeit herauszuschreien, sah ich mich einer neuen Person gegenüber – mir selber. Eine Person, die vieles Grundsätzliche aus einer vollkommen anderen Perspektive sah: Eine Person, die um ein Haar umgekommen wäre, und dem Leben nun eine neue Dankbarkeit erwies, kleinere Sachen viel intensiver wahrnahm, viel bewusster in sich aufnahm, Sachverhalte aus einer vollkommen anderen Perspektive erlebte. Ich musste mich von neuem kennen lernen, musste von neuem mit mir klarkommen, meine Stärken und Schwächen neu definieren, neu erkennen.

Wieder lernen, mit mir umzugehen, mich selber zu lieben, mich zu akzeptieren. Immer war mir dabei der Satz „Du bist nicht so wie früher“ im Ohr. Wie sollte ich auch?! Ich bin dem Tod knapp entronnen, und sah mich dieser Realität gegenüber.

Ich fing also an, mich an mich selber zu gewöhnen, mich selber zu akzeptieren. Oft war ich dabei frustriert über meine zu langen Reaktionen, meine Unfähigkeit, Dinge sinnvoll zu organisieren, mir notwendige Details zu merken, mein langsames Schreiben, mein schmerzendes Bein.

Monatelang beschäftigte mich diese Aufgabe, kostete unsagbar viel Kraft, Nerven und Tränen. Während dieser Zeit kam ich mir wahnsinnig allein vor, wirkte alles um mich herum überflüssig und sinnlos. Egal, wie oft ich meine Familie dabei als Stellvertreter der gesamten Menschheit anschreien durfte. Egal, wie oft sie meine nicht enden wollenden Tränen trockneten. Egal, wie sehr sie sich um mich kümmerten, mir Sachen abnahmen. Egal, wie sehr sie mich lieben – sie konnten mich nicht wirklich verstehen. Keiner auf dieser Welt kann das. Sie konnten mir zuhören, versuchen, mir nachzuempfinden, aber meiner Frustration damit kein Ende bereiten.

Die unabhängige junge Frau war zu einem Kleinkind geworden, die auf die Hilfe anderer selbst in den kleinsten Angelegenheiten angewiesen war. Ich musste neben alltäglichen Dingen - wie z.B. laufen – wieder lernen, Entscheidungen zu treffen, Initiative zu zeigen. Auf der einen Seite also war der Geist der Unabhängigen und auf der anderen ein Kleinkind – beide trugen meinen Namen, waren ich. Und es lag an mir, diese Diskrepanz, diese Distanz zu

überbrücken, zu überwinden, um wieder ganz zu werden. Es war an mir, eine stabile Brücke zu bauen, auf der sich diese Personen treffen konnten, zu einer verschmelzen konnten.

„Ich habe Frieden gefunden.“

Ich bin derzeit damit beschäftigt, diese Brücke fertig zu stellen, während ich auf ihr mit unsicherem Schritt entlang gehe. Mancherorts bin ich mutig, kennt meine Freude auf den nächsten Schritt keine Grenzen, und so gehe ich mit großen Schritten voran. Andere Wegabschnitte bin ich verzagt, unsicher, zweifle an der Richtigkeit meines Tuns – wage nicht, mich schnell zu bewegen. Bin begleitet von der Angst, die Brücke könnte bei einer unbedachten Bewegung einstürzen, falle. Doch ich muss weiter. Nicht die Zeit drängt mich, sondern das unbändige Sehnen, vorwärts zu gehen, weiterzukommen. Paradoxerweise ist mir mit dem Sehnen auch Zeit geschenkt worden – Zeit, Dinge in Ruhe und so gewissenhafter zu erledigen. Zeit, innezuhalten und zu prüfen, was beständig ist. Zeit, Freundschaften und deren Inhalte zu überdenken. Zeit, Prioritäten neu zuzuordnen, mein Handeln und Denken danach auszurichten. Zeit, die Sonne und den Wind zu spüren, Dinge zu lernen. Zeit, mich an das Wesentliche erinnern zu lassen, an die Kostbarkeit des Lebens. Das Wissen um diese Zeit gibt mir Frieden, Zufriedenheit – zu wissen, dass selbst diese Zeit, trotz aller Härte, Schwere, trotz aller scheinbaren Sinnlosigkeit und Aussichtslosigkeit, fruchtbar ist.

Gehen Sie bitte nicht davon aus, es wäre mir leicht gefallen, dies zu schreiben. Es kommt mir vor, als wäre ich, um Ihnen

diese Dinge erklären zu können, die lange, steinige Straße der bewussten Verarbeitung noch einmal durchwandert. Immer wieder sehe ich mich dabei zwischen der Welt der „Gesunden“ und der Welt der „Kranken“ stehen. Auf der einen Seite der Medaille die Welt der Eile und der Hast, der Unbedachtheit, der Undankbarkeit, der Flüchtigkeit, der Oberflächigkeit – die Welt der Gesunden, der „Normalen“. Auf der anderen Seite die Welt des Mitgefühls, des Zuhörens, der Ruhe, der Zeit, der Barmherzigkeit, der Kollegialität – die Welt der „Kranken“.

Diese zwei Welten lassen sich, genauso wie die verschiedenen Seiten einer Medaille, nicht trennen. Es ist ein Balanceakt, zwischen diesen Welten zu stehen – und vor allem, stehen zu bleiben. Die Spannung, in der ich nun lebe, droht mich des Öfteren zu zerreißen. Droht, mich auf die Seite einer Welt zu ziehen und zuweilen gelingt dies auch. Und dabei stoße ich auf Bruchstücke meines „alten Lebens“. „Wie konnte ich nur **SO** leben?“, denke ich dann und frage mich gleichzeitig, ob ich die Verantwortung des eigenen Lebens jetzt besser bewältige, ob ich die Chance, die mir geschenkt wurde, nutze.

Finden auch Sie die Balance, zwischen diesen zwei Welten zu stehen – die Kraft und Ausdauer stehen zu bleiben. In der Spannung, die zuzeiten einen zu zerreißen droht, aber so lohnend, so lehrend ist, zu leben. Ich nehme Sie also an der Hand und fordere Sie heraus, ermutige Sie, sich der Wirklichkeit hinter dem teilweise schon staubmatten Fenster zu stellen.

Öffnen Sie das Fenster mit der Gewissheit, dass nach dem langen, frostigen Winter ein warmer, sonniger Frühling folgt.

Schritt für Schritt in ein neues Leben

Während einer Herzoperation erlitt ich 1994 einen Schlaganfall.

Im Krankenhaus und danach in der Rehaklinik in Kreischa erlernte ich zunächst mühsam das Laufen. Besonders schwierig war es aber für mich, alle Dinge um mich herum richtig zu erfassen und mich mitzuteilen.

Am liebsten hätte ich mich völlig zurückgezogen. Ständig hatte ich Angst vor den einfachsten Situationen.

Im März 1995 kam ich nach Hause.

Nur mit der Hilfe meiner Frau konnte ich Stück für Stück meine vertraute und doch für mich so fremde Umgebung zurückgewinnen.

Das größte Problem war immer wieder die Angst. Jede Erweiterung meiner Umgebung war für mich ein Problem.

Zuerst versuchte ich in Begleitung von anderen einen Spaziergang von einer halben Stunde. Jede Woche kamen ein paar Minuten hinzu, bis ich mir den ersten Rundgang ganz allein zugetraut habe.

Bald wurden lange Wanderungen mit meinem Hund in die nähere Umgebung zur Selbstverständlichkeit.

Nun versuchte ich das erste Mal, mit dem Fahrrad zu fahren. Auch hier begann ich mit einer Viertelstunde und erweiterte beharrlich mein Programm. Oft kostete es mich starke Überwindung, an meinem Vorhaben dran zu bleiben. Immer schaffte ich es nicht. Misserfolge ließen die alte Furcht wieder in mir hochsteigen, und ich musste sie wiederum überwinden.

Heute bin ich schon etwas stolz darauf, dass ich mir weitere Touren zutraue, bei denen ich auch alleine mit Bus oder Bahn fahren muss.

Neben der Bewegung in der freien Natur versuchte ich, mich zunehmend wieder für meine Umwelt zu interessieren.

Ich erlernte, mit der linken Hand zu sticken, und konnte schon einige Leute mit einem selbstgestickten Bild erfreuen.

Konzentriert verfolgte ich nun auch wieder Informationssendungen im Fernsehen. Anfangs gelang mir dies nur 10 Minuten, jetzt schaffe ich es schon ein bis zwei Stunden.

Dies ist auch von der jeweiligen Tagesverfassung abhängig.

Oft half mir meine Frau dabei, indem sie Zeitungsartikel oder Informationen zwei bis drei Mal wiederholte, bis ich sie verstanden hatte.

Jetzt nach 8½ Jahren kann ich vielen Dingen, wie Wandern, Fahrrad fahren, Stickern, Karten spielen, Gartenarbeit usw. wieder nachgehen, wenn alles in Ruhe erfolgt.

Und trotzdem ist die Angst vor jeder neuen Situation geblieben, aber ich habe gemerkt, dass ich sie überwinden kann. Nur so habe ich gelernt, mit meiner Krankheit zu leben.

Pirna, den 25. Februar 2003

Meine Erfahrungen

Was ist ein Aphasiker? Diese erste Frage trat bei mir im Krankenhaus auf – als ich bei der Visite dieses Wort aufschnappte: ... Ich wäre ein „Aphasiker“!

Ich versuchte zu buchstabieren, in die weit geöffneten Augen meiner Freundin über mir: „I...b...ei...A...!“ Eine Träne fiel aus meinem Auge - weil ich es nicht sagen konnte!

Die Träne fiel auf die eine Seite meines im Druck befindlichen Künstlerbandes „Zorniges Bittgesuch“ in der Edition Maldoror der Reihe meines Freundes Maximilian Barck mit dem Text „Besuch beim Dichter“ bei Erich Arendt, den ich in Wilhelmshorst oft besucht hatte. Als ich bei meiner von mir geschiedenen Frau und ihren Eltern zusammen mit meinen beiden Kindern Katja und Frank zu Besuch war, - und in dieser Zeit viel arbeitete zusammen mit dem Mann ihrer Zwillingschwester -, malerten wir das Haus der Eltern, und ich schuftete nebenbei auch noch für mein Studium in Leipzig am Institut für Literatur. Ich vergesse eine Episode nicht: Ich war im Dorfkonsum so gegen 12.00 Uhr, da kommt der Erich mit weit geöffneter Jeansjacke und ausgebeulten Jeanshosen und macht an der Kasse Theater: „Warum gibt es jetzt keine Semmeln mehr?“ Ich musste grinsen und ging zu ihm hin: „Herr Arendt, hier sind die Semmeln schon kurz nach der Öffnung des Ladens ausverkauft!“ „So, so“, brabbelte er, „Herr Rother, wenn sie einmal auf die andere Seite kommen, da ist so eine Frage gar nicht zu stellen, - die

Akademie vergibt doch jedes Jahr eine Menge Reisen, ich kann nicht mehr so wie ich will!“ Grinsend sehe ich das Stück Weißbrot in seinem Netz schaukeln und in meinem Beutel die Flasche Aquavit - welche Arendt lächelnd ansah -, mit der Zunge machte er ein eindeutige Bewegung, was den Schnapsgenuss angeht, „Und kommen sie doch mal mit ihrer ganzen Familie, ihrer Frau und ihren Kindern heute zum Kaffee!“

Als ich den Blick auf das dunkle Haar meiner Geliebten gerichtet hatte, ließ ich den Blick auf die Zeile im Text fallen ... „Offen blieb das Tor für das wilde dunkle Haar meiner Geliebten/Der Nacht, dass sie sich wartend dort bettet“. Wie ein Blitz zuckte mir durch den Kopf: Jetzt musst du sehr lange warten! Und wieder eine Träne, doch diesmal fing ihre Hand sie auf.

„Nu, du, was machst denn du?“ fragte sie mich, als Antwort nahm ich ihre Hand in meine und drückte sie ganz fest. Dabei sah ich ihr in die Augen nun begann es bei ihr zu tropfen ...

„Nunanu!“ murmel' ich und ließ ihre Hand los, sie atmete auf und schüttelte sie aus, dabei hatte ich ja kaum zgedrückt - die rechte Hand hatte ja fast gar keine Kraft. „Nunuuuu!“, verging der Ton von mir und meine Augen sprachen: Mensch, Mädels hilf mir!!!

Das ist Unsinn, ging mir durch den Kopf, das hat doch keinen Zweck! Das muss einen anderen Grund haben, einen, der

mit dem Ganzen in Einklang steht. Wenn ich nicht mehr reden kann, das scheint es ja auch zu sein, wenn es denn tatsächlich so ist? Dann hat das Leben für mich keinen Sinn mehr! Ich reiße die Augen auf und sehe in ihre offenen Augen die ganz erschrocken sind. Nur wenn es wirklich so ist, dass ich kein Wort mehr richtig rausbringe, dann kann ich auch nicht mehr öffentlich lesen aus meinen Arbeiten und nun auch nicht mehr aus meinem nun gedruckten Band, die große Hoffnung für mich - das ist zum Kotzen, Scheiße, Scheiße und nochmals Scheiße!

Nun heißt das ganz klar für mich, aus dem Leben zu gehen, - ich sehe ganz klar den Maxe Barck, den Reiner Tschernay vor mir, wie sie die Nachricht aufnehmen würden, zu schweigen von meiner Schwester und meinen Eltern, von der Sylvia gar nicht zu reden - ich sehe in ihre Augen und bin froh, das sie nicht meine Gedanken lesen kann.

Mein Verlagschef und mein Lektor haben diese Nachricht von mir nicht verdient, sage ich mir innerlich und beschließe, mir einen Kampf um mich aufzunehmen, also mich selbst aus dem stinkenden Sumpf von Selbstmitleid und Depression rauszuziehen, freilich mit ordentlicher fachlicher Hilfe und die erste wäre eine Logopädin für mich ganz allein. Jetzt müssen meine Augen wieder gefunktelt haben, denn sie sah mich nun freundlich an.

Das war der gefährlichste Punkt für mich überhaupt, wo sich der Wille so aufbäumte in mir, dass ich die Scheißsuizidgedanken völlig verjagen konnte und zu einem

Mann wurde, für den das Leben eine Größe hatte - und dies war eine unumstößliche Tatsache, die ich vor jedem vertreten konnte, vor allem mit meinem Willen, der 1988 mich gerettet hatte, als ich mit dem Trinken von Alkohol aufgehört habe, habe ich mich monatelang rumgequält, weil alles in meinem Körper schrie nach Gift, Schnaps – Bier - Wein - Schnaps - Bier - Wein - Schnaps - Bier – Wein; wie ich nackt in einer Schweißlache gelegen habe und lallte nur noch nach Alki ..., sagte mein Willen: NEIN!

Du willst leben, Peter! Leben! Leben! Ohne Gift! Leben und das ist doch so schön ohne Drang nach Gift, ohne Händezittern, Lallen und dem gottverdammten Schwachsein! Das mich auf der Strasse überfallen hatte, die Knie weich werden ließ, den Schwindel im Kopf machte und mich schlecht sehen ließ, manchmal so schlimm, dass ich mir bekannte Leute kaum erkannte und grußlos weiterzog, sie kopfschüttelnd stehen ließ ...

Von den 10-tausend kleinen Schwierigkeiten des täglichen Lebens ganz zu schweigen, über das kleine Kotzen am Morgen nach den ersten zwei Bierern und dem kleinen „Muntermacher“ wollen wir auch nicht reden - die haben die ganze letzte Zeit geprägt -, um dann so gegen 5.00 Uhr früh nochmals Zähne putzen müssen, weil die Straßenbahn und der Bus früh am Morgen ja so voll sind, dass ein nach Alkohol stinkender Mann sofort auffiel und das gefundene Fressen für die „lieben“ Kollegen geworden wäre ...

Aber letzten Endes hat der Wille gesiegt, und ich bin bis heute clean - was heißt, ich habe nie wieder einen Tropfen Alkohol angerührt, nicht mal in der Familie ein „Gläschen“ Sekt mit kaum Alkohol, nein, nicht mal da – hab' ich laut verkündet, dass ich alkoholkrank bin und das bis an mein Lebensende auch bleibe und somit so dafür büßen muss, dass ich nicht wieder trinken kann etwas mit Alkohol.

...

Expedition „Spielkasino“

1997 erlitt ich einen Schlaganfall. Seit diesem Zeitpunkt gehöre ich zu den Aphasikern. Bei mir heißt das konkret, dass ich die Wörter, die ich in meinem Kopf habe und gern sagen möchte, nicht mit meinen Lippen bzw. meiner Stimme bilden kann. Auch Zahlen, Farben und vor allem das Lesen von einzelnen Buchstaben bereiten mir Schwierigkeiten. Ich bemühe mich aber intensiv mit meiner Logopädin und meinen Angehörigen, Verbesserungen zu erreichen. Kleine Fortschritte bestärken mich bei diesen Bemühungen. Leider sind manche Ärzte mehr auf ihre (finanziellen) Interessen bedacht, so dass ich wohl als nächstes kein Rezept mehr für eine weitere Betreuung durch meine Logopädin erhalten werde. Dies ist für mich völlig unverständlich, denn nur ständiges Training ist hilfreich. Die Frage, wie ein Arzt dieses Verhalten mit seinem hypokratischen Eid vereinbaren kann, muss er seinem Gewissen beantworten.

Doch nun zu angenehmeren Dingen. Trotz meiner Behinderung machen meine Frau und ich viele Reisen. So waren wir u. a. schon in Bad Wörishofen, Bad Bevensen, Hamburg, Binz, Berlin, Bad Dürkheim, Bad Sulza und einigen anderen Orten im Urlaub. Dafür bin ich meiner Frau sehr dankbar, denn ich erlebe auf den Reisen immer eine Menge interessanter Dinge. So ergab sich während unseres letzten Herbsturlaubes in Bad Steben die Möglichkeit, das neu erbaute Spielkasino zu besuchen. Meine Vorfreude war groß. Aber sie dazu festgelegte Kleiderordnung (Anzugszwang mit Oberhemd und Binder) stellte die 1.

Hürde dar. Mit Hilfe der Hausdame meines Hotels wurde ich eingekleidet (alles gepumpte Sachen und kein Pfennig in der Tasche - das sind die richtigen Gäste einer Spielbank). Der notwendige Personalausweis (ohne diesen ist ein Einlass nicht möglich) war zur Komplettierung vorhanden. Nach kurzer Fahrt standen wir, eine kleine Gruppe aus unserem Hotel, staunend in der Mitte eines wunderschönen grünen Tales im prächtigen Frankenwald vor einem gigantischen, blau-grünen Bauwerk. Die Form des Gebäudes erinnerte mich ohne große Phantasie an einen der Luxusliner, die ich im Hamburger Hafen gesehen hatte. Ein Haus in Schiffsform im Frankenwald – über Geschmack lässt sich eben streiten. Des Rätsels Lösung liegt wohl darin begründet, dass ein Hamburger Architekt für den Bau verantwortlich war. Nach Erledigung der Formalitäten erhielten wir eine ausführliche Erläuterung der Spielregeln durch einen Angestellten des Casinos sowie wichtige Hinweise auf „gebührieliches Kasino-Verhalten“ (Stillschweigen; ständige Videoüberwachung; alles, was auf den Boden fällt oder liegt, darf nicht selbst aufgehoben werden). Der Kasinomitarbeiter erklärte uns auch die Bedeutung der verschiedenen Farben (rot + schwarz) und Zahlen (gerade und ungerade) beim Roulette und vieles andere mehr. Nicht nur für mich, für alle Anwesenden eine ganz schön komplizierte Angelegenheit. Nach der Einführung kam nun der große Augenblick. Die prunkvolle Eingangspforte öffnete sich und lautlos auf dicken Teppichen betraten wir das „Reich des Geldes“. Die Atmosphäre war einmalig feierlich, zum anderen beschlich uns ein ehrwürdiges Gefühl. Trotz allem war es für mich eine fremde Welt. An einem Spieltisch wurde gezockt. Es war

aufregend. Ich beobachtete die Spieler, den Croupier und alles, was sich auf und vor dem Tisch abspielte. Mit meinem Rolli gelangte ich dann problemlos allein und durch die dicken Teppiche ganz still in alle Räumlichkeiten und war letztlich genauestens über alles, was in dem Kasino an Spielen so stattfand, informiert. Dieses Auskundschaften liegt mir schon immer „im Blut“. Meine Frau dagegen war ganz fasziniert vom Treiben rund um den Roulette-Spieltisch. Sie hatte bereits im Vorfeld angekündigt, mit einem kleinen Beitrag das Glück herauszufordern. Ich erkannte rechtzeitig den Zeitpunkt und stoppte ihr Begehren, indem ich die Rückreise anmahnte. Nach ca. 3 Stunden Aufenthalt statteten wir noch dem kleinen Saal, der die unterschiedlichen Spielautomaten – auch „Einarmige Banditen“ genannt – beherbergte, einen kurzen Besuch ab, um dann pünktlich wieder zum Abendessen im Hotel zu sein. Es war ein erlebnisreicher Nachmittag. Eine für mich ganz fremde Welt haben wir kennengelernt. Mein Stolz besteht aber darin, der Versuchung des Spielens mit Geld getrotzt zu haben. Schon heute freue ich mich auf unseren nächsten Urlaub. Mal sehen, was es da wieder zu „entdecken“ gibt.

Coswig, den 05.02.2003

Eine kleine Geschichte

Es war vor Weihnachten. Die schönste Zeit im Jahr. Herr Teichmann und Herr Ostermann hatten alle Patienten und Gäste der Klinik Bavaria in die Cafeteria für eine Weihnachtsmusik eingeladen. Ich selbst Aphasiker, spielte auf dem Keyboard schöne Weihnachtsmelodien. Der Nachmittag war ein guter und besinnlicher Tag. Nicht nur die Patienten und Gäste hatten eine gute Stimmung, und natürlich auch ich selbst. Für mich war es auch wieder einmal ein erlebnisreicher Tag. Nach meiner Krankheit gab es sogar wieder einmal Applaus. Zum Schluß hatte eine ältere Patientin die Bitte, noch etwas zu spielen.

Ich spielte zum Schluß das Feierabendlied.

Mittwoch, den 18.12.02

Eine „zweite“ kleine Geschichte

Voriges Jahr, also vor Weihnachten, hatten damals Herr Teichmann und Herr Ostermann viele Patienten der Klinik Bavaria für eine Weihnachtsmusik eingeladen. Die Patienten und Gäste hatten in der Cafeteria ein paar schöne Stunden. Und wieder gab es am 2.4.03 eine besondere Einladung, nämlich zum Singen und Musizieren im Kultursaal. Zirka 30

Personen, also Patienten und Gäste, waren der Einladung gefolgt. Ich hatte vorher einige bekannte Frühlings- und Wanderlieder mit Herrn Teichmann und Herrn Ostermann abgestimmt. Von einigen Therapeuten wurde ich auf dem Keyboard unterstützt. Wie immer hatten Herr Ostermann und Herr Teichmann die Begrüßungsworte vorgetragen. Nun hatte jeder Gesangsteilnehmer auch den Text auf Papier oder im Kopf.

Natürlich wurde der Gesang keine Oper. Aber jeder konnte singen, summen, lesen und murmeln.

Es ging schon ganz gut. In der Pause gab es Kuchen und Kaffee. Gestärkt ging´s nun mit Musik und Gesang und guten Mutes. Es war eine sehr schöne Veranstaltung mit einer sinnvollen Sache.

Mittwoch, den 2.4.03

Beobachtung

Es geschah am 04.05.2000 in der Dominikanischen Republik. Dort lag ich 14 Tage im Krankenhaus, da ich nicht transportfähig war. Am 18.05.2000 wurde ich in Begleitung eines Arztes nach Deutschland geflogen. In Chemnitz, wo ich wohne, lag ich weitere 4 Wochen im Krankenhaus. Dort begannen die ersten Therapien. Ich konnte nicht mehr lesen, nur das, was ich selbst geschrieben habe, konnte ich lesen. Das Sprechen konnte ich bereits in der Dom. Rep. wieder. Es war ein langer schwerer Kampf, das Lesen wieder zu lernen. Im Krankenhaus in Chemnitz hatte ich viel Besuch bekommen. Während meiner Krankheit habe ich sehr viele Freunde verloren. Sie waren der Meinung, er bzw. ich habe es mit dem Kopf, und es wäre mit mir nicht mehr viel anzufangen. Dies habe ich alles wahrgenommen und mich von „solchen“ Freunden zurückgezogen. Denn ich wollte wieder gesund werden und mich damit nicht auch noch belasten. Eine sehr gute Freundin habe ich auch dazugewonnen. Sie war jederzeit für mich da. Es war eine Arbeitskollegin, zu der ich heute noch ein sehr freundschaftliches Verhältnis pflege. Nach ca. 4 Monaten war ich in ein sehr tiefes Loch gefallen. Für mich war erst einmal alles sinnlos geworden. Ich habe schon früh geweint, und das hat sich über den ganzen Tag hingezogen. Ich erhielt eine schlechte Nachricht von meiner Augenärztin. Sie sagte zu mir, dass ich kein Auto mehr fahren darf. Von da an erschien mir alles sinnlos. Ohne Auto kann ich meine Arbeit nicht mehr machen. Ich wurde gleichgültig und depressiv. Da

rief meine Arbeitskollegin bei mir zu Hause an. Ich konnte am Telefon nicht sprechen, ich weinte nur noch. „Nach Feierabend“, sagte sie zu meiner Mutti, „bin ich bei Ihnen“, und sie kam. Von da an ging es wieder aufwärts mit mir. Ich habe nun darauf hingearbeitet, dass ich meine Arbeit wieder machen kann. Mit Hilfe einer Logopädin lernte ich wieder lesen. Wortfindungsprobleme hatte ich auch. Sie behandelte auch dies. Aber die meiste Arbeit hatte ich. Ich musste wieder lesen können, und ich habe jeden Tag hart daran gearbeitet. Nach 11 Monaten war es dann soweit. Ich wurde wieder in meinen Beruf eingegliedert. Auto fahren darf ich auch wieder, zwar mit der Auflage, nicht schneller als 80 km/h, aber auch das habe ich erreicht.

Im Oktober 2002

Bilderverzeichnis

Angela Seidel

Bautzener Landstr. 107, 01324 Dresden

geboren 1986

„Wörter als Brücke zwischen den Menschen“

„Die Tür öffnet sich zur Welt“

Ein Leben ohne Wörter kann ich mir nicht vorstellen.

Julia Jahn

Gutwiese 2, 02794 Spitzkunnersdorf

geboren 1991

„Das Pflasterkind“

Der Mund kann nicht das sagen, was der Kopf denkt.

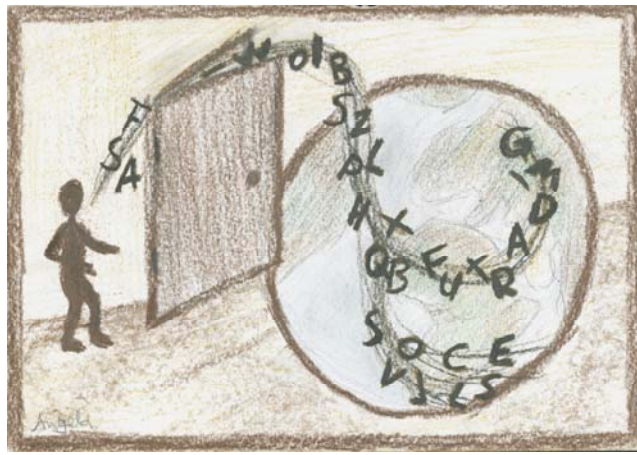
Sanja Kolbe

Parkstr. 1, 24534 Neumünster

geboren 1991

„Streit der Tiere“

Hund und Katze haben eine unterschiedliche Sprache.



Projekt Aphasiker

Text zum Werdegang

Die Idee, ein Buch über Aphasiker mit Kinderzeichnungen zu illustrieren, wurde von Professor Teichmann Anfang des Jahres an mich herangetragen. Da wir als Klinikschule in den Ferien immer verschiedene, interessante Projekte starten, war das ein idealer Ausgangspunkt für ein Vorhaben in diese Richtung – zumal dieses Projekt gut geeignet schien, den Schülern verschiedenster Altersstufen die Probleme von Aphasikern nah zu bringen. Im alltäglichen Leben überlegt man sich nicht, welche Bedeutung die Sprache für uns hat, wie wir ohne sie dastehen würden. Man kann ja sprechen und benutzt diese Gabe, ohne weiter darüber nachzudenken. Und das ist mit vielen Dingen im Leben so.

Lied von G. Schöne „Sei froh, das du sehen kannst ...“

In den ersten Gesprächen mit den Kindern über diese Problematik ging es darum, was Sprache für uns überhaupt bedeutet: die Möglichkeit, sich mit anderen Menschen zu unterhalten, seine Gefühle und Gedanken zu äußern ... Aus den Gesprächen heraus entstand die Idee bei den Kindern, über die pantomimische Darstellung dem Anderen etwas mitzuteilen. Es war schon für die Kinder und mich verblüffend, wie viele Möglichkeiten sich mit dieser Art Kommunikation ergaben und wie erfinderisch die Kinder dabei schon nach kurzer Zeit waren. Danach fiel das

Gestalten auf Papier wesentlich leichter und Ideen fanden sich schnell.

An dieser Stelle merkten wir aber auch, dass das Thema nicht mit ein paar Stunden abgetan ist. Hinzu kam die Schwierigkeit, dass die Gruppe der interessierten Kinder ständig wechselte, da diese meistens nach 6 Wochen unsere Klinik wieder verlassen.

Wir starteten deshalb eine weitere Gesprächsrunde, in der Professor Teichmann den Schülern sehr anschaulich und emotional den Verlust der Sprache darstellte. Die Kinder waren sehr beeindruckt, wie viele Lebensbereiche im alltäglichen Leben von der „Sprachlosigkeit“ betroffen sein können und welche Konsequenzen das für den betroffenen Menschen hat.

Die anschließend entstandenen Bilder zeigten Szenen, wie man das Leben ohne Sprache vielleicht empfindet, welche anderen Möglichkeiten es zur Verständigung geben kann und wie man das Leben auch ertasten, erschmecken, erfühlen, ersehen, erhören kann.

Ich denke, für die Kinder und auch für mich persönlich war es eine Erfahrung mehr, wie schwer es Menschen mit einer Behinderung haben und wie viel wir alle durch ein sensibles Aufeinanderzugehen tun können, um **MITEINANDER** zu leben.

17.07.03
Zscheckwitz

Regina Hellmich
Lehrerin

Faksimiles

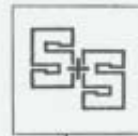
Postkarten

Grimmicheau 22.3.2001

3380 GOSLAR/Harz
Frankenberger Plan

Lieber Herr Teichmann,
Vielen Dank für Ihre Ein-
ladung, leider können wir
nicht kommen, da es für
meinen Mann zu anstrengend
ist. Alles, was vom normalen Tages-
ablauf abweicht, verkraftet er nicht.
Das Anfallsleiden begleitet ihn
immer noch. Er ist sehr unzu-
frieden. Wir starten im November
einen Versuch mit Akupunktur.
Eben ist er 10 km gelaufen, sehr
langsam und nun ruht er wieder,

Herst. u. Verlag Schmidt & Co. + Gebirgler Schmidt - Lübeck
in Vertelhr. Gos 359



in einer Stunde kommt
die Logopädin. Er will es
schaffen, aber es bleibt nichts
hängen, einzelne Wörter ja, aber es
ist von der Tagesform ab-
hängig.

Herzliche Grüsse
Jutta Seidenglanz
und Klaus

Lieber Herr Teichmann!

Hiermit möchte ich Ihnen nun einmal
schreiben, wie es mit mir weitergegangen
ist. Im Grimmicheau war zunächst
einmal mit Sprachtherapeutin einbe-
setzt, aber jetzt hat sich das etwas
geändert. Der Sprachtherapeut gibt mir
sehr viele Hausaufgaben auf, und
so persönlich ist das nicht.
Ich habe Frau Wessmann und Herr
Ostermann sehr viel zu verdanken.
Grüßen sie Bettina wenn mir recht
kann. Das Schreiben fällt
mir noch recht schwer, mein
Gesundheitszustand ist der Beste.
Das Herz macht so richtig weh.

Einen schönen Ostgruß von
Ulrich Finger
Grüßen sie Bettina der Schwester wenn mir.

Lieber Herr Teichmann!

Herzliche Grüße aus
Großrückerswalde im
Engelbige sendet Ihnen
Sabine.

Mir geht es gut. Große
Probleme bereiten mein
rechter Arm und meine
Hand. Wir fahren
deshalb am 30. Juli
zu Herrn Professor
Reichel nach Zwickau
ins Krankenhaus.

Er wird meinen rechten
Arm untersuchen und
operieren. Dem rechten
Fuß will er sich erst
anschauen. Ich werde
es Ihnen im September
erzählen.

Bis dahin wünsche ich
Ihnen alles Gute und
einen schönen Urlaub.

Ihre Sabine

Sonnabend, 12.10.

Friseur, blonde, Fröhren
Angela und Andreas sind
dagewesen
Wir wahren essen

1. ein mal allein Treppe
gelaufen

Mittwoch, 26.3

- Ich bin beim Hautarzt
in Thum gewesen
- Wir haben ~~z~~ T Herrn
Thüringer eingeladen
I mit nach Kreischa
zu fahren.
- Ab heute hat Michael
Urlaub.

Mittwoch, 22.1.

- Ich war mit dem
Opa s in Wiesenbad.
- Nur schöne Sachen:
 - Pflegegeld 500€
 - 2. genehmigt
 - Quelle hat Klammern
geliefert
 - Oma hat alle Fenster
geputzt